

smd₊transparent

Neues aus der | schüler_smd, hochschul_smd und akademiker_smd

02_Mai 2004

Sinn und Wert der Arbeit

„Von gesellschaftlichen Zwängen und zu selten gestellten Lebensfragen

Kaum ein Thema bestimmt unser Leben in ähnlichem Umfang wie die Arbeit – daran hat sich auch in der Freizeitgesellschaft qualitativ nichts geändert. Die meisten Erwachsenen dürften nur im Schlaf ähnlich viele Stunden verbringen wie beim Arbeiten. Aber auch über die Zeitplanung hinaus ist die Arbeit extrem bedeutsam: Sie entscheidet über unseren Lebensstandard, unseren sozialen Status und mitunter über die Familienplanung, sie prägt unser Selbstwertgefühl, womöglich gar unseren Gesundheitszustand – und gibt viel Gesprächsstoff für die Freizeit.

Aus dem Inhalt

Gewalt unter Schülern Zwischenruf von Beate Hille	_4
Menschen und Arbeit Johannes Czwalina über die Dominanz der Marke	_5
Arbeitslosigkeit – wertvolle Zeit?! Erlebte Herausforderungen	_10
Erfurt. Schüko.	_15
Big Idea – der Rückblick	_16

Wie wichtig die Arbeit für uns ist, wird deutlich, wenn sie verloren geht: Arbeitslosigkeit hat oft gravierende psychische, soziale und wirtschaftliche Konsequenzen. Andererseits ist natürlich Arbeit nicht identisch mit Erwerbstätigkeit: Schule, Ehrenamt, Haushalt, Kinder – vieles im Leben bedeutet Arbeit, ob sie nun lohnend oder frustrierend erscheint, freiwillig oder gezwungenermaßen verrichtet wird, der Gesellschaft oder einem selbst zugute kommt.

So vielgestaltig Arbeit sein kann, so komplex ist die Frage nach ihrem Sinn und Wert. Diese transparent-Ausgabe kann und will deshalb keine systematische Abhandlung liefern, sondern einige Wege aufzeigen. Wege, die sich von unterschiedlichen Seiten dem Thema nähern, sich dabei aber immer auf biblischer Grundlage bewegen. In der Rubrik „denken“ durchleuchtet Johannes Czwalina die Zwänge des Marktes. Er tut dies als Berater, der seine Dienste normalerweise Führungskräften aus säkularen Betrieben zur Verfügung stellt, und macht damit indirekt deutlich: Wir Christen haben – jenseits frommer Rhetorik – viel Sachlich-Substanzielles in eine Diskussion einzubringen, die jeden betrifft!

Was bringt meine Arbeit wirklich? Sich dieser Frage zu stellen, ist ebenso unerlässlich wie unbequem. Man muss sich aus dem Strom alltäglicher Erfordernisse befreien, das Große Ganze in den Blick nehmen – und einen ernüchternden Befund riskieren. Biblisches Vorbild für solch radikales Fragen ist Kohelet. Was wir von diesem Buch lernen können, untersucht Johannes Zimmermann in der Rubrik „glauben“. In „erleben“ schließlich reflektieren SMDler ihre persönliche Situation – vielleicht eine Anregung, selbst neu über Sinn und Wert der Arbeit nachzudenken und ins Gespräch zu kommen? ■

Ulrich Pontes

„Wenn nicht wir Christen, wer dann?“

„Gewalt unter Schülern – ein Zwischenruf von Beate Hille

„Der tägliche Terror in der Schule“; „Lehrer kaufen sich mit guten Noten frei“; „Die Gewalt an den Schulen und die Gesellschaft der Wegseher“ – mehrmals pro Woche hefte ich einen so oder ähnlich überschriebenen Zeitungsartikel ab, jedes mal entsetzt, aber nicht überrascht. Mobbing, gefährliche Körperverletzung, Vandalismus, Rechtsradikalismus, sexuelle Gewalt, Drogenmissbrauch – wieso sollten sich die großen Probleme unserer Gesellschaft nicht in der Schule widerspiegeln?

In der Schule leben Schüler das, was sie sehen, hören und erleben. Ihre Bildung, besonders ihre soziale Bildung, findet nur zu einem kleinen Teil in der Schule statt. Normen lernt das Kind von allen Personen und Institutionen, mit denen es zu tun hat (wenn auch unterschiedlich effektiv). Wer hauptsächlich von aggressiven Gleichaltrigen oder Fernseh Vorbildern umgeben ist, wer selbst Gewalt erfährt, mit Perspektivlosigkeit konfrontiert wird, keine positive Bindung an einen Menschen erlebt (um nur einige Ursachen zu nennen), der wird kaum prosoziales Verhalten lernen. Vielmehr wird er versuchen, Konflikte nonverbal und mit Gewalt zu lösen; er wird verbal verrohen; seinen Selbstwert in Machtausübung und Drohstrategien suchen; seine Bedürfnisse befriedigen, indem er stiehlt oder Gleichaltrige abzockt.

Lehrer müssen sich der Tatsache stellen, dass Schule heute mehr Erziehungsaufgaben gerade auch im Bereich der sozialen Kompetenz übernehmen muss. Sie muss, wenn unsere demokratische Gesellschaft und unser Sozialstaat Bestand haben sollen. Und sie hat eine Chance, solange antisoziales Verhalten noch nicht Teil der Persönlichkeit eines Kindes geworden ist.

Und die anderen gesellschaftlichen Institutionen? Als ich mir überlegte, mich im Bereich der schulischen Gewaltprävention stärker zu engagieren, riet mir ein Bruder: „Wenn nicht wir Christen, wer dann?“ Christen haben tatsächlich viel zu bieten: fundierte Werte, Empathie, Hoffnung, Wertschätzung, Konfliktlösungen, die Vergebung einbeziehen, positive soziale Bindungen und Gemeinschaft, Selbstwert, der von Gott selbst zugesprochen wird. Wir dürfen diese Schätze nicht für uns behalten! Hinschauen, nach passenden Möglichkeiten suchen und entsprechend handeln – gerade auch jenseits des Gemeinde-Tellerrands: Das ist die Zivilcourage, die Gott möchte.

Manche Gemeinden machen bereits konkrete Angebote: Elternkurse, Eheberatung, Begleitung von Familien mit Erziehungsdefiziten oder beson-

deren Herausforderungen, Begleitung schwieriger Jugendlicher durch einen Coach, der einmal pro Woche Zeit mit ihnen verbringt, Konflikttraining ... Oder sie kooperieren mit Schulen, bieten AGs zur Freizeitgestaltung an (hier hat die Schüler-SMD bereits viel Erfahrung gesammelt) oder beten kontinuierlich für die Schulen der Umgebung. Einige Väter des Pietismus haben sich von sozialen Problemen ihrer Zeit aufrütteln lassen und innovative christliche Initiativen gestartet, die bis heute vorbildlich sind. Das könnte ein Ansporn für uns heute sein. ■

Beate Hille, Mitglied im Vorstand der SMD, arbeitet in Stuttgart als Realschullehrerin und im „Kontaktbüro Gewaltprävention“ des Kultusministeriums



Trügerische Idylle: Schüler auf dem Schulhof

Jesus-Tag mit SMD-Beteiligung



Das christliche Großereignis des Jahres dürfte der Jesus-Tag am 11. September in Berlin werden – zum letzten Jesus-Tag im Jahr 2000 kamen immerhin 50.000 Menschen. Mit von der Partie ist diesmal auch die SMD.

Unter den „Wegen in die Stadt“, auf denen die Jesus-Tag-Teilnehmer am Nachmittag für verschiedene Bereiche unserer Gesellschaft beten werden, gibt es einen zum Thema Bildung. Hier gestaltet die Hochschul-SMD Berlin gemeinsam mit anderen Bewegungen Gebetswege in die verschiedenen Unis; die Schüler-SMD beteiligt sich an der Vorbereitung eines Gebetsnachmittags für die Schulen.

Der Jesus-Tag steht unter dem Motto „Feiern. Beten. Handeln.“ und wird getragen von einer breiten Koalition aus Vertretern der evangelischen und katholischen Kirche sowie verschiedener Freikirchen und Missionwerke des evangelikalen und charismatischen Spektrums.

Ein kostenloses Info-Magazin zum Jesus-Tag gibt's beim Jesus-Tag e. V., Kurfürstenstr. 133, 10785 Berlin, Fon 0700.JESUSTAG (0700.53787824); Infos auch unter www.jesus-tag.de. ■ **red**

Leben, um zu arbeiten?

„Wie der Markt unser Konzept von Sinn und Selbstwert zu dominieren droht – und was wir dagegen setzen können

Von Johannes Czwalina

„Die Zukunft braucht uns nicht.“ Der Satz stammt von Bill Joy, Mitbegründer und Vordenker der Computerfirma Sun; zitiert hat ihn das amerikanische Magazin „Wired“ auf dem Titelblatt. Wir stehen heute erstmalig an dem Punkt, dass Menschen nicht mehr gebraucht werden, um die Wirtschaft zum Wachsen zu bringen. Im Gegenteil: Entlassungen und Sozialpläne kosten Unternehmen heute weniger als die Erhaltung von Arbeitsplätzen – es ist mehr als fraglich, ob es jemals wieder genug (Erwerbs-) Arbeit für alle geben wird. Dabei bedeutet Arbeitslosigkeit für viele einen Absturz ins Leere, Sinnlosigkeit im Alltag, frustriertes Leiden.



Arbeitende Menschen wiederum drängt die Dynamik der Arbeitswelt oft dazu, sich vom Beruf absorbieren zu lassen. Sie opfern in der ersten Hälfte ihrer Karriere ihre Gesundheit, um viel Geld zu verdienen; später geben sie das viele Geld aus, um ihre Gesundheit zurückzuerhalten. Sie nehmen in Kauf, dass ihre Familie zerrüttet ist, dass sie schlecht schlafen, dass sie ihre Wertebasis, die ihnen Selbstwertgefühl gegeben hat, angeknackst und ihre Freude eingebüßt haben.

Gerade Menschen in verantwortungsvollen Positionen leiden oft daran, dass sie sich völlig dem Marktgeschehen ausliefern, ihre Bestätigung – bewusst oder unbewusst – allein im Beruf suchen und hieraus die Kraft ziehen wollen, die sie früher aus anderen Lebensbereichen – Familie, Gesellschaft, Religion etc. – geschöpft haben, um wiederum in ihrem Berufsalltag Durchhaltevermögen und Freude zu haben. Nicht unser persönliches Wohlergehen bestimmt unser Verhalten auf dem Markt, sondern der Markt oktroyiert uns unser Verhalten und unser Konzept von Wohlergehen auf.

Beide Probleme, Sinnleere aufgrund von Arbeitslosigkeit ebenso wie leere Karriereerfolge um einen hohen Preis, sind letztlich nur unterschiedliche Facetten der Dominanz, die „der Markt“, also die Summe der wirtschaftlichen Mechanismen, heute ausübt. Dabei ist der Markt an sich nicht das Problem – der Markt wird erst zum Problem, wenn er mehr wird als ein Instrument in der Hand der Menschen, wenn er ethische Maximen aufzustellen beginnt, seine Eigendynamik eine neue Ethik kreiert; wenn er nicht mehr zur Ernährung der Familie dient, sondern selbst zur neuen Familie wird, wenn er nicht zu einem Teilbereich des Lebens der Gläubigen gehört, sondern gleich selbst zum Glauben wird.

Wo der Markt die Stelle der Verehrung Gottes einnimmt, treten immer Ideologien auf den Plan – der Markt nimmt totalitäre Züge an und bringt die personale Würde zum Erliegen. Voraussetzung ist aber, dass der Mensch mitmacht.

„Ein Menschenbild, das den Menschen nicht meint

Das gegenwärtige Denken stützt sich mit leisen Sohlen auf ein utilitaristisches Menschenbild, das den Sinn des Menschseins mit Kategorien wie Bildung, Alter, Verwendbarkeit, Rasse oder Updating-Potenzial misst. Das Unwort des Jahrhunderts heißt „Menschenmaterial“. Geprägt wurde es im Dritten Reich. Wie weit sind die heutigen Worte „Human Resources“ (menschlicher Rohstoff) und „Human Capital“ davon entfernt? Auch das Wort „Arbeitsmarkt“ bringt es auf den Punkt: Es geht um Menschen, die sich „kaufwilligen“ Unternehmern anbieten.

Im Zusammenhang mit Menschen Wörter zu benutzen, die eigentlich nur auf Dinge anwendbar sind, zeigt nicht nur die zahlenmäßige Reduktion an Menschen in der Arbeitswelt, sondern auch die Reduktion an Menschlichkeit. Der Mensch – nach Preis und Nachfrage feilgeboten und gehandelt – wird unmerklich zur Ware.

So sucht der Markt nach dem Menschen mit „übermenschlichen“ Qualitäten: der ohne Pause arbeitet, der keine Streicheleinheiten und Anerkennung braucht, der keine familiären Bindungen besitzt, der nicht traurig ist, der keine Sehnsucht nach Liebe kennt, der sich niemals auf etwas zu freuen braucht. Man muss flexibel, dynamisch, unsensibel, robust, belastungsfähig sein, um ins Programm unseres Wirtschaftssystems zu passen. Welcher Mensch kann da mithalten? Aber die Menschen selbst sind es, die Arbeitskräfte suchen mit möglichst unmenschlichen Zügen, die das vorantreiben, was sie als Menschen ersetzbar macht.



Die Wurzeln dieses unmenschlichen, marktgerechten Menschenbildes liegen in den Umwälzungen des 18. und 19. Jahrhunderts: Ein Gemisch von Aufklärung, Rationalismus, Liberalismus und der darin eingebetteten aufkommenden Industrialisierung begründeten die Marktwirtschaft. Mit dem Fabrikssystem begann die Trennung von Arbeits- und Wohnstätte. Die Zeit wurde in Phasen des Arbeitens und des Erholens auseinandergerissen. Man begann, auf die Uhr zu schauen. Die Welt schrumpfte in ihrer Bedeutung zu einem zu bearbeitenden Rohstoff. Die Gewinnmaximierung wurde immer wichtiger. Das Verhältnis zwischen Arbeit und Familie geriet aus den Fugen. Konstellationen begannen sich zu entwickeln, die uns bis heute beschäftigen. In den Fabriken brauchte es die ständige Zufuhr von Arbeitskräften, die in der Familie „produziert“ wurden. Die Familie hatte sie zu pflegen und zu versorgen, damit sie im Arbeitsprozess funktionieren konnten.

Die Arbeit wurde zu einer zu verkaufenden Ware degradiert. Als solche wurde sie bisher in der Wirtschaft gehandhabt – übrigens auch im kommunistischen Osten: Zum Beispiel reduziert Karl Marx in seinen späteren Schriften die Arbeit auf einen durch Geld messbaren Warenwert und sieht die gesellschaftlich nützliche Arbeit als dasjenige Merkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet.

„Bedeutung der Arbeit in Antike und Bibel

Drehen wir das Rad der Zeit weiter zurück, so ist der Befund ein ganz anderer. In der Steinzeit lag die tägliche Arbeitszeit bei zwei bis vier Stunden. Wie auch immer es den Menschen damit ging – das Wesen des Menschen fordert also keineswegs, dass die Zeit, in der man nicht schläft, zwingend in Arbeit aufgehen muss.

Die alten Griechen ebenso wie die Römer bevorzugten den Lebensstil der Muße; Arbeit war negativ belegt. Bei den Römern hieß sie „negotium“, Nicht-Muße. (Um die Muße zu verwirklichen, brauchte es freilich außer denen, die ihr huldigten, Sklaven und Sklavinnen.)

Ziel des wirtschaftlichen Denkens und Lebens war nicht der Gewinn, sondern die Gewährleistung häuslicher Geborgenheit, politische Einflussnahme und eigenständiger Lebensplanung. Schon Aristoteles kontrastierte in seiner „Politik“ die Lebensform des bios politikos – des freien, um das gute Leben bemühten Menschen – gegenüber dem bios chrematikos – derjenigen menschlichen Lebensform, die der zielpervertierten, zweckentfremdeten Erweiterung des Reichtums um des Reichtums willen nachgiert.

Positiver, aber nicht überschwänglich die Bewertung von Arbeit in der Bibel:



Einerseits ist die Arbeit in ihrer Mühsal eine Folgeerscheinung des Sündenfalls und somit ein Fluch (1. Mos 3, 17). Andererseits gilt aber gerade dieser Fluch auch als Segen für den gefallen Menschen: „Unser Leben währt 70 Jahre und wenn es kostbar war, war es Mühe und Arbeit.“ (Ps 90, 10) Die Last, aber auch das Recht auf Arbeit, gehört zu den Grundrechten des „gefallenen“ Menschen. Nur in der Arbeit kann der Mensch zu sich selbst finden und seine vollen Möglichkeiten entfalten.

Eine wesentliche, positive Seite von Arbeit findet sich bereits vor dem Sündenfall: In 1. Mos 2, 15 führt Gott den Menschen in den Garten Eden – auf dass er „ihn bebaue (leabdash – wörtl.: dienen) und bewahre (leschamra)!“ Der Mensch soll demnach einen Aspekt der Schöpfungstätigkeit Gottes widerspiegeln. Er bekommt einen „Kulturauftrag“, er soll die Schöpfung gestalten und bewahren – also durch Arbeit Individualität und schöpferische Freiheit entfalten. Und im Neuen Testament dient Arbeit nicht nur dazu, sich selbst zu erhalten, sondern auch, Mitmenschen zu unterstützen. Paulus schreibt (Eph 4, 28): „Wer stiehlt, stehle nicht mehr, sondern arbeite mit den eigenen Händen, damit er habe mitzuteilen, dem, der es nötig hat.“

Arbeit kann nach biblischem Verständnis auch pervertiert werden, etwa durch Habsucht oder Arbeitswut. Die Bibel warnt vor einer Haltung, die Mitmenschen und ihre Bedürfnisse ignoriert und



den Besitz zum Götzen macht. Sie warnt vor Sorge, die zu rastloser Arbeit führt, und ebenso warnt sie vor Müßiggang und Gleichgültigkeit. Am dritten Gebot wird diese biblische Vorstellung von Arbeit plastisch: Erst in der Nicht-Arbeit, in dem einen Tag (nicht mehr) der Ruhe und Besinnung, kann der Mensch das Glück erlassen, arbeiten zu dürfen. Wer den Ruhetag nicht nutzt, wird zum Knecht der Arbeit und riskiert, ein Suchtverhalten zu entwickeln. „Das Wenige, was ein Gerechter verdient, ist mehr wert als das Viele, dass ein Gottloser sich erhascht.“ (Ps 37, 16) Nur der Mensch, der Arbeit als Bestandteil und Segen in seinem Leben anerkennt und der wie er arbeitet höher bewertet als wie viel er verdient, darf langfristig mit Wohlergehen rechnen. Das Produkt der Arbeit spielte eine sekundäre Rolle.

„Zurück zu einer personalen Würde

Der Mensch als ebenbildliches Geschöpf Gottes ist von seiner personalen Würde her Krönung der Schöpfung und stellt für den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich – unter Gott untergeordnet – das Maß der Dinge dar. Entgegen der heutigen Tendenz steht über der Würde des Gewinns die Würde des Menschen! Diese Würde gilt es, bezogen auf die Arbeitswelt, wieder zu finden und neu zu definieren. **Dazu einig Denkanstöße:**

Lebensaufgabe statt Job!

Hilfreich erscheint die klare Unterscheidung zwischen Job und Lebensaufgabe: Zu wissen, dass mit der eigenen Einzigartigkeit eine Aufgabe korrespondiert, zu der die persönlichen Charaktermerkmale benötigt werden. Diese Lebensaufgabe ist nicht den Unberechenbarkeiten des Markts unterworfen. Sie ist höher zu bewerten als der Job, der heute kommt und morgen geht. Sich für diese Lebensaufgabe einzusetzen, bedeutet Erfüllung – unabhängig davon, ob es sich um eine klassische Erwerbstätigkeit handelt und wie viel Geld dabei erwirtschaftet wird. Zur Lebensaufgabe gehört das persönliche Wissen um eine existenzielle Verankerung, die Selbstachtung und Selbstwertgefühl begründet. Eine entwickelte und konkrete Vorstellung von der eigenen Lebensaufgabe macht von Turbulenzen unabhängig und verleiht Reife, Kraft und Gelassenheit.

Haben oder sein?

Ein Arbeitgeber kann zwei verschiedene Unternehmensziele verfolgen:

1. Die Mehrung von Haben: Im Mittelpunkt steht die Umsatzmaximierung. Der Mensch ist Produktionsfaktor. Der treibende Faktor ist der Egoismus.

2. Die Mehrung von Sein: Im Mittelpunkt unternehmerischen Handelns steht die Person und der Sinn ihrer beruflichen Tätigkeit. Diese Einstellung führt im Gegensatz zur irrtümlichen Meinung vieler nicht zur Verarmung, sondern signalisiert lediglich, dass das Materielle nicht das allein Glückseligmachende im Leben ist, und dass Gewinne und Umsätze nicht Selbstzweck sein können. Oder – wie es ein Pionier der Automobilindustrie mit Blick auf das Wohlergehen seiner Angestellten gesagt haben soll: „Autos kaufen keine Autos.“

Wir brauchen für die Zukunft eine neue Kultur, die nicht nur nach einem Mehr an Gewinn, sondern wieder nach einem Mehr an Lebensqualität trachtet. Der Markt selbst hat in sich keine Kraft zur Umkehr. Darum ist jeder einzelne Entscheidungsträger aufgerufen, Schritte in eine neue Richtung zu gehen. Menschen hingegen, die sich ohne nachzudenken den herrschenden Marktgesetzen unterwerfen, werden selbst Opfer ihres Denkens, dass immer der Stärkere siegt.



Wege nicht mit Zielen verwechseln

In den meisten Ziel- und Zweckvorgaben, die uns der Markt anbietet, sind Wege und Ziele vertauscht: Mittel und Wege des Lebens werden gleich selbst zum Lebensziel deklariert. (Was übrigens nicht auf Atheismus beruhen muss: Viel öfter habe ich Führungskräfte mit verrirrt Religiösität kennen gelernt, die ihr Bedürfnis nach Ewigkeit in Mitteln des Lebens statt in Zielen auszuleben versuchen.) Die Folge: Irgendwann betrachten wir uns nur noch von unserer Funktionstüchtigkeit her; warum wir überhaupt funktionieren sollen, ist kein Thema. Die Mittel werden immer perfekter, die Ziele verworrener. Wenn wir Wege zu Zielen machen, laufen wir aber Gefahr, das einzubüßen, was die Würde des Menschen ausmacht. Zugespißt: Die uneingeschränkte Priorisierung der Werte des Marktes über andere Werte des Lebens gefährdet die Zukunft unserer demokratischen Gesellschaft.

Die richtige Basis unseres Selbstwertgefühls

Als arbeitende Menschen müssen wir uns eine wesentliche Frage stellen: Arbeite ich, damit ich wertvoll bin, oder arbeite ich, weil ich wertvoll bin?



Fühle ich mich nur dann wertvoll, wenn ich leiste? Wenn wir lernen wollen, uns unabhängig von unserer momentanen Nützlichkeit, unserem akademischen Grad, unserem Gesundheitszustand, unserem Aussehen oder unserem Marktwert als wertvoll anzuerkennen, dann führt der Weg in unsere frühe Kindheit zurück. Die Zuwendung der Eltern signalisierte, dass wir wichtig und wertvoll für sie sind – ohne dafür etwas getan zu haben. Unsere ersten Erfahrungen und damit die Grundlage für unser späteres Suchen nach Identität verdanken wir also nicht einer Leistung, sondern einer Beziehung.

Diese Erfahrung legt das Grundmuster: Wirklicher Sinn, der uns befriedigt, muss ein Sinn sein, der die Grundlage für Leistung ist, aber niemals die Leistung zur Grundlage hat. Auch die höchste Anerkennung, die wir in unserer Erwerbsgesellschaft erwerben können, wird niemals auch nur andeutungsweise so tief reichen wie die Anerkennung und das Urvertrauen, die wir in unserer frühesten Kindheit geschenkt bekommen haben. Die Identität, die wir suchen und gerade auch in der Arbeitswelt brauchen, ist eine geschenkte Identität, die nicht wegen unseres Tuns besteht, sondern wegen unseres Seins. Als Christen finden wir diese Identität in dem Glauben, dass wir nicht Gottes Knechte sondern seine Kinder sind, und dass Gottes Liebe bedingungslos und unabhängig von unserer Leistungskraft ist und bleibt.

Johannes Czwalina, geboren 1952 in Berlin, lebt seit 1973 in der Schweiz, wo er Theologie studierte. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Großstadtpfarrer gründete er 1990 die Czwalina Consulting AG in Riehen bei Basel, die Führungskräfte berät. Johannes Czwalina ist verheiratet und hat vier Söhne. Buchpublikationen:

„Wenn ich nochmal anfangen könnte ...“. *Lebenswert leben (mit Bildmotiven von Andreas Felger), Brendow 2003*

„Zwischen Leistungsdruck und Lebensqualität.“

Warum der Markt keine Seele hat ..., Bosse & Ortlepp 2003

„Karriere ohne Sinn? Der Manager zwischen Beruf, Macht und Familie“, Resch-Verlag Gräfelfing 1998 (2. Auflage)



Viel Mühe um Nichts?

Über Erkenntnis, Gottesfurcht und Dankbarkeit: Bibelarbeit zu Kohelet

I. Was bringt's? Kohelet – Philosoph ohne Scheuklappen

Das Buch Kohelet, in der Luther-Bibel überschrieben als „Prediger Salomo“, ist sicher eines der faszinierendsten und rätselhaftesten Bücher der Bibel. Es beginnt gleich mit einem Paukenschlag: „Es ist alles ganz eitel“ (wörtlich: „Nichtigkeit der Nichtigkeiten“). Spricht aus dieser Betonung der Vergänglichkeit ein unverbesserlicher Pessimist? Gar ein Nihilist? In der Tat: Kohelet hinterfragt das Dasein mit einer im Alten Testament einmaligen Radikalität – aber, wie im Verlauf des Buches klar wird, als einer, der den Dingen auf den Grund gehen will. Nicht als Nihilist, sondern als einer, der die Welt auslotet, der Wissenschaft im besten Sinn der Wortes betreibt.

Dass Kohelet sich dabei nicht auf das Detail beschränkt, sondern das Ganze im Blick behält, zeigt sich im nächsten Vers: „Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?“ In anderen Worten: Was bringt's? Eine Frage, die uns vertraut klingt – und in ihrer Tiefe zugleich fern ist: Menschen heute sind im allgemeinen zu beschäftigt mit der Organisation des Alltags, zu sehr in Anspruch genommen von Arbeit/Studium und Freizeit, um sich wirklich grundlegenden Fragen zu stellen.

Zu beachten ist der Nachsatz: Es geht hier um die Mühe des Menschen, „die er hat unter der Sonne“. (Die Formulierung taucht noch öfter auf, etwa in Vers 9b: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.“) Damit ist der Raum der Untersuchung klar abgegrenzt: Es geht um den Bereich „unter der Sonne“, also um den Bereich der Immanenz, um das diesseitige Leben. Da gibt es das „Neue“ nicht. Das „Neue“, die Offenbarung Gottes ist nicht Kohelets Thema – sie ist die notwendige Ergänzung zu seinen philosophischen Erkenntnissen!

Auf dieser philosophisch-immanenten Ebene stellt Kohelet also die Frage nach dem Gewinn, die Frage, ob sich der Mensch einen bleibenden Wert erarbeiten kann. Anders ausgedrückt: Studium, Beruf, Karriere, Vermögensaufbau, Familie, glückliches Alter (bei Schwaben noch: das Häusle) – ist das schon alles? Eine Frage, die heute meist verdrängt wird. Eine Frage, die wir uns selbst immer wieder stellen sollten, und zu der wir andere wachrütteln wollen. Von dieser Frage ausgehend, erforscht Kohelet diese Welt, ihre Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten. Hier können wir nur einen kleinen Teil seiner Ergebnisse in den Blick nehmen.

II. *kairos* und rechte Gottesfurcht – Auslegung zu Koh 3, 1–15

„Alles hat seine Zeit.“ (Koh 3, 1) Ein Sprichwort, das bei fast jeder Gelegenheit passt. Aber worum geht es Kohelet? Nicht um Zeit allgemein, nicht darum, dass man nicht alles auf einmal machen kann. Es geht um die passende, geeignete Zeit, mit einem griechischen Wort: um den *kairos*. (Das Gegenstück: *chronos*, die Zeit in ihrem Verlauf.) Es geht darum, diesen *kairos* zu erkennen, um angemessen handeln zu können.

Zunächst folgt eine Liste all dessen, was seine Zeit hat: geboren werden, sterben, pflanzen, ausreißen, töten, heilen, abbrechen, bauen ... Man mag die Liste ermüdend finden oder beruhigend. Aber sie zeigt: Menschliche Erkenntnis kann etwas zutage fördern! Was Kohelet kunstvoll in Gegensatzpaaren darstellt, ist die Welt in ihrer Ordnung. Die polare Entgegensetzung steht jeweils für das Ganze. Die poetische Strenge der Komposition zeigt: Es herrscht keine Zufälligkeit, sondern es gibt eine Ordnung hinsichtlich des Menschen. Die Gegensatzpaare sind in drei Viererblöcke geordnet, diese sind jeweils chiasmatisch aufgebaut (positiv – negativ; positiv – negativ; negativ – positiv; negativ – positiv). Der erste Viererblock betrifft das Sein selbst (V. 2f.), der zweite den Bereich subjektiven Erlebens einschließlich der erotischen Liebe (V. 4f. – Steinwerfen und -sammeln bezieht sich dabei nach jüdischer Auslegung auf den Zeugungsakt). In V. 6f. geht es um den Umgang mit Sachen; V. 8 schließlich nimmt zusammenfassend das Ganze in den Blick.

Die Verse 9 bis 15 ziehen dann die Folgerungen für die menschliche Existenz – ausgehend von der eingangs gestellten Frage: „Wenn jemand etwas tut – welchen Vorteil hat er davon, dass er sich anstrengt?“ (Einheitsübersetzung) Die Antwort kommt in drei Teilen.



1. Beobachtung (V. 10 f.)

Der Mensch kann sich der ihm von Gott auferlegten Aufgabe, der Mühe des Lebens nicht entziehen. Er steht entweder im einen oder im anderen *kairos*. Es kommt darauf an, zu erkennen, was „dran“ ist, und dementsprechend zu handeln. Gelingt das, dann ist es „schön“, im Sinne von: angemessen, passend. Es ist auffällig, dass Kohelet hier nicht „gut“ sagt, denn Tod, Zerstörung usw. sind nicht „gut“.

Gleichzeitig gilt: Gott hat dem Menschen „die Ewigkeit ins Herz gelegt“ – wir Menschen haben den Drang, das Ganze zu erkennen, doch unter der Sonne ist uns die umfassende Erkenntnis verwehrt. Die Zeitenabfolge ist nicht einsichtig, die Frage nach dem Warum findet keine Antwort: Warum wird dem einen das Weinen zugeteilt, warum dem anderen das Lachen? Die in der „alten“ Weisheit überlieferte unmittelbare Verknüpfung von Tun und Ergehen – etwa: Wer fleißig ist, dem geht es gut – ist für Kohelet in dieser Form nicht mehr gegeben. Letztlich liegt ein merkwürdiger Zwiespalt in dieser Welt: Der wunderbaren Ordnung des Ganzen steht die Begrenztheit des menschlichen Erkennens gegenüber, das dem Ganzen keinen letzten Sinn geben kann.

2. Folgerung hinsichtlich des Menschen (V. 12 f.)

Wie umgehen mit der scheinbaren Sinnlosigkeit? Das Beste für den Menschen ist es, sich zu freuen, das Gute, das Gott ihm gibt, aus seiner Hand zu nehmen und selbst Gutes zu tun (besser als Luther: „sich gütlich zu tun im Leben“). Genießen ist ein Geschenk Gottes. Dabei handelt es sich aber keineswegs um die Flucht aus der Absurdität in den Hedonismus, nach dem Motto: Das Leben ist absurd – lasst uns rausholen, was eben drin ist. Hier spricht kein Mensch, der sich gegen die Sinnlosigkeit aufbäumt und in seiner Resignation und Verzweiflung heroisch versucht, dem absurden Ganzen eine kleine Zone privaten Glücks abzutrotzen. Hier sehen wir vielmehr einen, der sich bei aller seiner Begrenztheit in Gott geborgen weiß. Den Sinn der Abfolge der Zeiten kann er nicht erkennen, aber er weiß: Das Gute, das kommt von Gott. Es ist seine gnädige Hand, der ich das verdanke. Was Gott an Gutem in mein Leben legt, das darf ich als heilvolle Zuwendung sehen und dankbar annehmen, das darf ich sogar genießen.

3. Folgerung hinsichtlich Gottes (V. 14 f.)

Dass es eben nicht um einen Ich-zentrierten Hedonismus geht, zeigt sich hier (wie auch am Schluss des Buchs, Koh 12, 13f.): Gottes Handeln ist auf die Ewigkeit hin ausgerichtet. Der Mensch kann daran nichts ändern, er muss die Zeitenabfolge durchleben und durchleiden. Erst in der Ewigkeit werden wir verstehen, was hier unverstündlich bleibt. Und diese Einschränkung unserer Erkenntnis zielt auf die rechte Gottesbeziehung, auf die Gottesfurcht. Dass diese aber nicht mit Angst, sondern mit Vertrauen gepaart ist, klingt auch in Vers 15b an: *Gott sucht das Verfolgte* (wörtlich). Gott

geht dem Vermissten, Verlorenen nach, um so Recht und Ordnung wieder herzustellen. In der Abfolge der Zeiten fordert Gott, was recht ist. Gott kann das Verfolgte, das Entflohene, das, was einem Menschen im Leben entgangen ist, wieder hervorholen. Hier am Schluss wird angedeutet, dass Gottes Handeln Heilshandeln ist.

III. Die Botschaft von Kohelet

Kohelet ist also einer, der radikal fragt, bis an die Grenzen menschlicher Erkenntnismöglichkeiten, und sich nicht mit vorschnellen Antworten zufrieden gibt. Er sieht die Begrenztheit des Menschen, seine Rast- und Ruhelosigkeit – und trifft damit modernes Empfinden. (Der Religionssoziologe Peter L. Berger etwa hat die Moderne als sich dauernd vertiefenden, schwer zu ertragenden Zustand der Heimatlosigkeit charakterisiert: „*The homeless mind*“). Die Entwurzelung aus traditionellen Bindungen bringe gleichermaßen Freiheit und Einsamkeit.) Das Resultat des Fragens ist indes ernüchternd: Alles ist eitel, nicht mehr als ein Haschen nach Wind.



Das gilt besonders für unser Mühen und Tun. Einzelne Aspekte dazu führt Kohelet in Kapitel 4 und 5 aus: Was uns zum Arbeiten motiviert, ist oft nur Neid und das Bestreben, anderen voraus zu sein (4, 4). Zu warnen ist vor Workaholism, also schierer Arbeitswut (4, 6) – auch wenn umgekehrt gilt, dass Faulheit zum Verhungern führt (4, 5). Das Streben nach Reichtümern macht nur Sorgen – dagegen lässt die unmittelbare Gabe Gottes das Leben zur Freude werden (5, 9–19). Wie überhaupt gilt es deshalb auch in Bezug auf die Arbeit, den *kairos* zu erkennen und zu gestalten, das von Gott Zugeteilte anzunehmen, dann kann es „schön“ werden.

Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis bleiben davon unberührt: Die Warum-Frage bleibt oft unbeantwortet, der letzte Sinn der Geschehnisse in dieser Welt bleibt uns verborgen. Das führt Kohelet zur Gottesfurcht. Dazu gehört, Gottes Gebote zu halten und um Gottes Gericht zu wissen – also im Vertrauen darauf zu leben, dass Gott am Ende alles Unrecht zurechtbringen wird. Und gerade weil das Leben jeder menschlichen Berechenbarkeit benommen ist, kann er in jeder Heilserfahrung dankbar die Fürsorge Gottes erleben.

So lernen wir bei Kohelet nicht nur das radikale Fragen, sondern auch, mit dem Ergebnis angemessen umzugehen: Nicht in Verzweiflung oder Resignation abzugleiten, auch nicht in den Hedonismus zu flüchten. Nein, Kohelet zieht eine andere Konsequenz: Er weiß sich bei aller seiner Begrenztheit, bei aller Nichtigkeit des irdischen Geschehens und der Vergänglichkeit des Lebens in Gott geborgen. Er lebt aus einem tiefen Vertrauen aus Gott heraus und nimmt das Gute hier im Leben dankbar aus seiner Hand. „So geh hin und iss dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut ... Alles, was dir vor die Hände kommt, es zu tun mit deiner Kraft, das tu“ (9, 7.10).

Dr. Johannes Zimmermann, seit kurzem wissenschaftlicher Geschäftsführer am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung der Universität Greifswald

Zwischen Zagen und Zuspruch

„Eigentlich finde ich es gut, dass du arbeitslos geworden bist“, sagte eine Freundin im fünften Monat meiner Jobsuche. Schluck. „Du musst jetzt über Alternativen nachdenken – darüber, was du eigentlich willst.“ Arbeitslosigkeit als Chance?

Anfangs war ich relativ optimistisch. Sicherlich würde Gott bald eine Perspektive schenken. Doch je öfter potenzielle Arbeitgeber abwinkten, desto größer wurde die Ungewissheit, desto mehr nahmen Ängste und Lethargie zu.

Die Absagen haben nichts mit mir zu tun – wie einfach sagt sich das. Doch der Gedanke, auf dem Arbeitsmarkt nicht gebraucht zu werden, sowie die ständigen Gespräche im Umkreis über Arbeit, Karriere und Gehalt mindern das Selbstwertgefühl beträchtlich. Unzählige gut gemeinte Tipps, aber auch achtlose Bemerkungen

zwar klar, dass Er eine sinnvolle Aufgabe für mich hat, aber bis zum Herz reicht diese Gewissheit nicht immer. Oft machen sich Ratlosigkeit und Enttäuschung breit.

Arbeitslosigkeit also eine Zeit voller Frust, Angst und Anstrengung? Nein – es ist auch eine Zeit des Wachstums, der Werteverchiebung und der Dankbarkeit. Zwar ist jeder Tag ein neuer Kampf gegen Lethargie und Resignation, ein Kampf um Struktur. Doch ich lerne, kleine Freiheiten zu genießen: mit Freunden zu frühstücken, flexibel sein zu können ... Die Auseinandersetzung mit der Wertigkeit von Arbeit in meinem Leben sehe ich als wichtige Erfahrung. Wie relativ die eigenen Probleme sind, haben mir Krankheiten und schweres Leid im Freundeskreis vor Augen geführt. Das Infragestellen eines Teils meines Lebensplans fordert täglich neu heraus und ich wachse daran. Mit Menschen in ähnlichen Lebenssituationen mitfühlen zu können, empfinde ich als Bereicherung.

Herausgefordert – auch ohne Arbeit

Unendlich dankbar bin ich für Freunde und Bekannte, die mutmachend für mich da waren und sind. Immer wieder neu erfahre ich Gottes Nähe und Bestätigung, zum Beispiel bei der Auseinandersetzung mit möglichen Alternativen. Den Gedanken an Weiterbildung jenseits meines eigentlichen Berufsfelds habe ich vorerst ad acta gelegt, dafür denke ich momentan konkret über einen missionarischen Auslandseinsatz nach. Auch die Idee, in einer verbindlichen christlichen Lebensgemeinschaft zu leben, beschäftigt mich. Außerdem reflektiere ich mein Engagement in der Gemeinde und darüber hinaus, etwa in der SMD: Wie kann ich – meinen Gaben und meiner Zeit entsprechend – Prioritäten setzen und neue Aufgaben angehen? Mein Leben ohne bezahlte Arbeit ist trotzdem ein Leben voller herausfordernder Aufgaben!

Am 1. Januar zog ich Josua 1,9 als Jahreslosung: „Sei tapfer und entschlossen! Lass dich durch nichts erschrecken und verliere nie den Mut; denn ich der Herr, dein Gott, bin bei dir, wohin du auch gehst!“ Welche Zusage könnte besser passen. Immer mehr erlebe ich, dass diese Zusage für die großen aber auch für die täglichen kleinen Schritte gilt. ■

Jana Braun, Hamburg, Diplom-Ingenieurin für Stadtplanung, 33 Jahre

P.S.: Kurz vor Drucklegung dieses Heftes hat Jana Braun die Zusage für eine halbe Arbeitsstelle bekommen.

Eintöniges Eintüten

„Zehn Monate Zivildienst in der Zentralstelle der SMD: Bald werden sie vorüber sein. Es drängt sich die Frage auf, was das nun alles gebracht hat. Was bleibt von dem, was ich geschafft habe?“

Zugegeben, ich habe meine Probleme damit, meist viele Stunden dieselbe Arbeit zu erledigen. Jeder Tag hatte seinen Ablauf, same procedure as every day: Morgens die Post holen; abends die ausgehenden Briefe, Päckchen und Pakete zur Post bringen. Dazwischen viele Flyer kopieren, falzen, einkuvertieren und frankieren: Infopost. Abwaschen in der Küche. Kisten für Tagungen packen. Anstreichen und kleine Ausbesserungen von Büroräumen. Hier und da einspringen. Vieles ist eintönig, das Ganze nicht immer ein Hit – Gott sei Dank gibt es nach acht Stunden auch Feierabend!

Wie ich damit umgehe ist meine Angelegenheit. Rege ich mich regelmäßig auf und mache Dienst nach Vorschrift? Naja – ist doch realistisch und verständlich, oder? Nicht alles macht Spaß. Reagiere ich frustriert und gelangweilt? Manchmal schon. Das reicht mir aber auf Dauer nicht aus. Da muss mehr dahinter stecken. Schluss mit frommem Gelaber. Authentizität ist gefragt. Mein Handeln muss mit meinem inneren Denken übereinstimmen.

Was also tun? Warum versuche ich nicht mal wieder diese einfachen Tätigkeiten mit einem Lächeln anzugehen? Gegen den Wind der Welt, die sich täglich um sich selbst dreht. Mit Blick Richtung Himmel, mit der Gewissheit, Gott auch mit simplen Dingen zu erfreuen und ihm einen Teil von dem wieder zu geben, was er mir geschenkt hat. Mein Leben. Es ist schön, leben zu können. Die Arbeit – vor allem: diese Art Arbeit – wird hoffentlich nie mein Leben sein. Trotzdem bestimmt sie meine Lebensqualität. Immerhin sind es 40 Stunden jede Woche. Leben ohne Arbeit gibt es nicht. Schade eigentlich, aber es macht schon Sinn, zu verstehen: Mein Zivildienst war für Gott und damit keine verschenkte Zeit. Bausteine für eine große Kathedrale – vielleicht unscheinbar, aber dennoch unersetzlich.

Gott braucht mich, ich werde gebraucht. Dieser Glücksmoment übersteigt meinen Verstand, meine erlebte Realität und gibt mir Gewissheit: In Gottes Augen war mein Dienst bei der SMD wertvoll und ich beginne zu verstehen, dass diese Monate sinnvoll investierte Zeit waren. Denn: „Gott kann viel mehr tun, als wir von ihm erbitten oder uns auch nur vorstellen können. So groß ist seine Kraft die in uns wirkt.“ (Epheser 3,20) ■

Jan Thomas Otte, letzter Zivildienstleistender in der SMD



Motiviert und diszipliniert



„Ich arbeite als Unternehmensberater und bin Vielarbeiter. Das heißt 60 bis 80 Stunden Arbeit und mindestens vier Tage pro Woche für die Kunden auf Reisen.“

In der Diskussion mit anderen ernte ich dafür oft Spott oder Mitleid (die Berufstätigen außerhalb der entwickelten Welt würden unser Konzept von 40 Stunden Arbeit in fünf Tagen wohl für den reinsten Müßiggang halten). Viele sind sich aber auch bewusst, dass mit der Verantwortung im Beruf meist die Arbeitsbelastung steigt – sowohl bei Managern als auch bei Pastoren und Reiselesekretären.

Was mich dazu motiviert? Weltlich gesehen die Möglichkeit, meine Fähigkeiten einzubringen und

jeden Tag eine Menge Neues zu lernen. Wahrscheinlich hängt aber auch ein Stück meines Selbstwertgefühls an meiner beruflichen Leistung – wohl eine Folge der Sozialisation in einer protestantisch geprägten Leistungsgesellschaft. Geistlich gesehen sind es die Beziehungen. Wer den Arbeitsalltag bis in die späten Abendstunden hinein in intensiver Zusammenarbeit mit Kollegen verbringt, knüpft enge persönliche Kontakte und kommt unweigerlich auf private Themen zu sprechen. Daher führe ich am Arbeitsplatz häufiger und tiefgehender Gespräche über den Sinn des Lebens und über meinen Glauben als irgendwo anders.

Um trotz der Reisetätigkeit in der Gemeinde mitwirken zu können, kümmere ich mich dort um das Thema Öffentlichkeitsarbeit – Telefon und Computer lassen die Mitarbeit aus der Ferne zu – oder arbeite am Wochenende als Referent. Mit meiner Frau habe ich mich so arrangiert, dass wir regelmäßig telefonieren und die Zeit daheim dann wirklich gemeinsame Zeit ist, so dass wir teilweise eine intensivere Beziehung haben als viele, die sich täglich sehen. Damit das klappt und auch die Beziehung zu Gott nicht leidet, braucht es ein Stück Disziplin – um sich Zeit zu nehmen, aber auch um Verzicht zu üben.

Wie lange ich das noch machen werde? Nicht lange, denn mit Kindern möchte ich andere Prioritäten setzen. Aber im Moment ist es die beste Arbeit, die ich mir vorstellen kann. ■

Dr. Rudo Grimm, Physiker, 34 Jahre, Stuttgart



erzeugen immer mehr Druck. Die intensive Arbeitssuche und die Erwartungen anderer an mich, Zeit für verschiedenste Aufgaben zu haben, nehmen Freiräume, auf die ich gehofft habe. Wer versteht, dass arbeitslos sein zwar bedeutet, die bezahlte Arbeit los zu sein, aber dass man trotzdem nicht ständig Zeit hat?! So heißt es, neu nein sagen und sich abgrenzen zu lernen.

Dazu kommt: Verständnislosigkeit gegenüber Gott. Vom Kopf her ist